



**Inhalt:**

<b>Editorial, Impressum</b>	<b>7</b>
<b>Der Mensch – Freundschaft, Tod und Sterblichkeit</b>	<b>8</b>
<b>Winterhilfswerk – Die Propaganda der Nazis. Ausstellung im Malerwinkelhaus in Marktbreit</b>	<b>12</b>
<b>Über Würzburg sprechen</b>	<b>16</b>
<b>Würzburger Künstlerleben aus ganz privater Sicht</b>	<b>18</b>
<b>„Die Räuber“ am Mainfrankentheater</b>	<b>20</b>
<b>Nachgefragt: Kunst am Bau</b>	<b>24</b>
<b>Von Enten und Mäusen</b>	<b>28</b>
<b>Buchbesprechung: „Soviel Energie“ von Hanna Gagel</b>	<b>34</b>
<b>Lesung von Ingo Schulze im Falkenhaus</b>	<b>35</b>
<b>Short cuts</b>	<b>37</b>

Anzeige



## *6. Filmnächte*



### *„Rita Hayworth & Orson Welles“*

**18.11. bis 20.11.2008**

Einlass ab 19 Uhr  
Filmbeginn ca. 19.30 Uhr

Spätvorstellung am 20.11.2008  
Einlass ab 22 Uhr  
Filmbeginn ca. 22.30 Uhr

Eintritt: 12 Euro pro Person  
(inkl. Sektempfang und einem  
Glas Rotwein in der Pause)

Information und Kartenvorverkauf:  
Telefon 0931-30509-31



# Ausstellung Michael Triegel Sprache der Dinge 26.09. – 30.11.2008



[www.museum-am-dom.de](http://www.museum-am-dom.de)

**Museum  
am Dom  
Würzburg**

# KURT GRIMM SKULPTUREN

## AKTUELLE AUSTELLUNGEN

Galerie der Sparkasse Mainfranken  
Hofstraße 7, Würzburg  
22. Oktober 2008 - 31. Dezember 2008

Kulturzentrum `Alter Bahnhof` Neulußheim  
28. November 2008 - 30. November 2008

Kurt Grimm  
Kirchheimer Straße 38a  
D-97271 Kleinrinderfeld

Tel: 0170 - 22 55 075

[www.bildhauer-grimm.de](http://www.bildhauer-grimm.de)





Anzeige



# KUNSTHALLE SCHWEINFURT

im ehemaligen  
Ernst-Sachs-Bad

Eröffnung  
im Juni  
2009



Stadt  
**SCHWEINFURT**  
Zukunft findet Stadt  
Museen und Galerien

[www.schweinfurt.de](http://www.schweinfurt.de)  
[www.kunsthalle-schweinfurt.de](http://www.kunsthalle-schweinfurt.de)  
[museen-galerien@schweinfurt.de](mailto:museen-galerien@schweinfurt.de)

# Intro

Die Zeiten sind turbulent. Die Finanzmarktkrise hat nun offensichtlich auch den Kunstmarkt erreicht, Millionen teure Werke bleiben in den noblen Auktionshäusern liegen oder gehen zurück an die Einlieferer. Die globale Rezession droht.

In der Rezession stecken freilich die lokalen Künstler schon immer. Auch ihre Kunstwerke bleiben allzu oft an den Wänden der Galerien oder Ateliers hängen, beachtet zwar, aber dennoch ohne Kaufanreiz. Zu teuer. Das hört man oft. 1000 Euro für ein Bild? Gar 2 000 oder 3000 Euro für eine Plastik? Woher nehmen, wenn das Börsenbarometer nur nach unten zeigt. Zwar ist Unterfranken kein Zockerparadies, weil viel zu betulich und bodenständig, aber für die Kunst sitzt das Geld auch nicht besonders locker.

Also auf ein neues: Die Saison hat gerade begonnen. Das zu erwartende Weihnachtsgeschäft wird alljährlich zur fixen Idee der hoffnungsfrohen Künstler, zum hellen Licht am Ende des Tunnels. Heraus aus dem Schmuddelwetter, hinein in die Theatersäle und Museen, Besucherlein kommet in Scharen! Groß ist die Hoffnung ... um dann wieder mal wie ein angestochener Luftballon zu schrumpeln. Alles wie gehabt im November. Realistisch betrachtet bleiben die Aussichten doch trübe. Das Licht ist bekanntlich oft genug nur ein entgegenkommender TEE-Zug.

Und wir wollen – abgesehen von unserer Titelseite – aus geradezu programmatischen Gründen nur selten etwas Farbe in Ihr Leben bringen; es reicht, wenn wir erhellen.

Natürlich können Sie das nutzen, um sich z.B. an der Suche nach den rund 230 000 000 000 Dollars zu beteiligen, die die russischen Oligarchen laut diverser Wirtschaftsgazetten in den vergangenen Monaten verloren haben. Wir hoffen allerdings, es fällt Ihnen etwas Besseres ein. Egal, im Moment versteht die Welt ohnehin niemand. Ob das je anders war oder wieder anders wird, sei dahingestellt. Nur: Man sollte sich wohl nicht entmutigen lassen. Weshalb in den Ausgaben, die unsere Abonnenten erhalten, ein vierfarbiger Folder mit allen Wettbewerbsarbeiten des Kunstpreises der Stadt Marktheidenfeld beiliegt. (Das ist ein Trick, mit dem wir Sie veranlassen möchten, endlich – so zu Weihnachten – die **nummer** zu abonnieren.)

Ihre Redaktion

## nummervierzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –  
Verein zur Förderung von Kultur in  
Würzburg

**Druckauflage:** 1500 Exemplare  
**Herstellung:** Beckdruck GmbH, Würzburg

### Kontakt

nummer  
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien  
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg  
Tel.: 09 31 – 413937 · mail@nummer-zk.de

### Bankverbindung

VR-Bank Würzburg · BLZ 790 900 00  
Konto 78 417 · Kontoinhaber: Kurve e.V.

### Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.  
Wolf-Dietrich Weissbach,  
Achim Schollenberger [as], Sabine  
Kulenkampff [sk], Renate Freyeisen, Hella  
Huber [hh], Clemens Tangerding, Rosa  
Grimm, Falk von Traubenberg .

Für die Inhalte der  
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich:

### Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo  
**Umschlagfarbe** HKS 2747 EC

### Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

### Anzeigenpreisliste 1.2006

Künstlerportfolio:		
€ 150	Ganze Seite	180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:		
€ 100	Viertelseite	77,5 x 100
€ 180	Halbe hoch	77,5 x 205
€ 180	Halbe quer	160 x 100
€ 300	Ganze Seite	160 x 205
€ 300	Anschnitt/U4	186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm		
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

### Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala
€ 125	Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.	

€ 48	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	12 x 1 Heft
€ 36	Jahresabonnement	12 x 1 Heft
€ 36	Geschenkabonnement	12 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	12 x 2 Hefte
€ 100	Superabonnement	12 x 4 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.  
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,  
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.  
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.



Die 4. Klasse Volksschule in Würzburg 1921. Mit den Buchstaben sind Marianne Nora (N) Rein und ihre Freundinnen, Ruth (R) Meyer und Liesel (L) Steinhardt, gekennzeichnet. Foto: Privat

# Der Mensch. Freundschaft, Tod und Sterblichkeit

Eine Annäherung an die Würzburger  
Dichterin Marianne Nora Rein.

Von Rosa Grimm



**M**arianne Rein war eine junge, hoffnungsvolle jüdische Dichterin aus Würzburg, die im November 1941 zusammen mit ihrer Mutter deportiert wurde. Sie war 1911 in Genua geboren, wo der Vater als Kaufmann tätig war. Er verstarb früh nach schwerer Krankheit im Jahre 1917. Die verwitwete Mutter Hedwig Rein zog dann mit ihrer kleinen Tochter im gleichen Jahr zurück nach Würzburg, woher sie aus der bekannten Familie Schwabacher stammte. Der Vater der Mutter war hier Weinhändler gewesen, hier lebte auch eine weitläufige Verwandtschaft. Marianne wuchs in Würzburg heran und ging hier in die jüdische Volksschule. Später schreibt sie darüber: „Wir waren Schulkinder (unsere jüdische Volksschule hier ist mein schönstes Kindheitskapitel, herdfeuerwarm!).“ Wir wissen über Marianne Rein aus drei Quellen: Zum einen gibt es die Gestapo-Akte über Marianne Rein und ihre Mutter.

Zum anderen haben sich in einem Archiv in New York 113 Briefe erhalten, die Marianne Rein an den jüdischen Schriftsteller Jakob Picard zwischen 1938 und 1941 schrieb. Diesem war die Auswanderung in die USA gelungen, persönlich hat ihn Marianne nie kennengelernt.

Schließlich konnte die Verfasserin dieser Zeilen in Haifa eine Jugendfreundin von Marianne Rein ausfindig machen, Ruth Meyer, verheiratete Eltes, und sie 2006 aufsuchen, als diese schon 95 Jahre alt war. Sie war im Besitz einiger Briefe, die sie von Marianne erhalten hatte und von Briefen an Liesel Steinhardt,



Foto: Privat

### **Der Dulder**

Alle Worte haben mich verlassen.  
Alle Seufzer werden stumm in meinem Munde.  
Ach, ich leide.

Wüssten es die andern, wie ich leide,  
weiser würden sie an meinen Schmerzen.  
Doch ich schweige.

*Marianne Nora Rein*

einer anderen Jugendfreundin. Aus all dem ergibt sich das Bild einer jungen Frau, deren ganzes Interesse der Literatur galt und die selbst literarisch tätig werden wollte und auch schon war. Sie schrieb Gedichte und Prosa, und es war ihr bereits gelungen, kleinere Prosaarbeiten und vor allem einige Gedichte in der vom Jüdischen Kulturbund herausgegebenen Zeitschrift „Der Morgen“ zu veröffentlichen. Aus den Briefen an Picard wird deutlich, wie ernsthaft sie sich um literarische Gestaltung bemühte, wobei ihre Gedichte überwiegend der Naturlyrik zuzurechnen sind; Marianne war von Naturerlebnissen stark beeindruckt. Aus den Briefen an Picard geht aber auch hervor, wie das Leben in Würzburg durch die Maßnahmen der NS-Machthaber immer mehr eingeschränkt wird. So schreibt sie, daß sie nicht mehr in die Anlagen durfte und wie die Einkaufsmöglichkeiten reglementiert wurden. Schon 1940 wurde in den beiden Zimmern, in denen Mutter und Tochter damals zur Untermiete bei einer Verwandten in der Hindenburgstraße 34 wohnten, von der Gestapo eine Suchaktion vorgenommen, worüber sich in den Gestapoakten ein Protokoll befindet, in dem es u. a. heißt: „Die Jüdin Rein ist gut bürgerlich eingerichtet und besitzt keine Luxusgegenstände. Sicherergestellt und zur Dienststelle verbracht wurden 3 Kerzenleuchter (Messing) 1 Glocke (Bronze), 1 Opernglas (Perlmutter) Sicherergestellt und in der Wohnung belassen wurde ferner 1 Schreibmaschine, Marke „Erika“, Nr. 621409/S, 1 Nähmaschine, Marke „Singer“, versenkbar.“

Mutter und Tochter bemühten sich um die Auswanderung und mehrmals schien es, als ob dies gelingen könnte, doch schließlich zerschlugen sich alle Hoffnungen.

Ab 1941 mußte Marianne im jüdischen Altersheim arbeiten, außerdem mußten die Mutter und sie mehrfach die Wohnung unter immer größeren Beschränkungen wechseln. Am 16. August 1941 schreibt sie aus der Hindenburgstraße: „Leider werden wir sehr bald aus unserem Zimmer herausmüssen und wir und noch viele andere wissen noch nicht wohin, auch nicht, ob die Mutter und ich zusammen - weil allein - in einem Raum bleiben können.“ In der Tat mußten sie wenige Tage später die Hindenburgstraße räumen, die meisten Einrichtungsgegenstände wurden von der Gestapo versteigert. Am 28. September 1941 schreibt sie an Picard: „Hier ist schönster fränkischer, blau-goldener Herbst, Trakl'scher Herbst.“ Im letzten erhaltenen Brief vom 7. Oktober 1941 schreibt sie, nun aus der Schillerstraße: „ ... Ich habe heute

freien Tag, ach ich genieße jede Minute; es ist ein wunderbarer Oktobertag – Indian Summer. Sonst viel Arbeit, die mir körperlich und seelisch sehr gut bekommt. Ich habe zugenommen und weiß, daß ich meine Pflicht tue. Ich fühle eine innere Ruhe und Ausgeglichenheit, die mir ganz fremd ist. Natürlich: die Sehnsucht schweigt nie und oft hätte ich das Bedürfnis einige Wochen in ganz anderer Umgebung nur dem leben zu können, was unser eigentlicher Beruf ist. Augenblicklich habe ich kaum Zeit zum Denken, geschweige denn, das wachsen zu lassen –bewußt – was zur Formung drängt. ...“

Am 27. November 1941 wird Marianne Rein zusammen mit ihrer Mutter mit dem ersten aus Würzburg abgehenden Transport zusammen mit weiteren 200 Personen, darunter 40 Kindern und Jugendlichen, deportiert. Der Transport ging über Nürnberg nach Riga. Die Deportierten wurden, so eine Überlebende, in den eiskalten Wirtschaftsgebäuden des Jungfernhofes bei Riga untergebracht. Von dort gingen ab Februar 1942 Transporte ab, zuletzt am 26. März 1942 ein Transport mit ca. 1700 Menschen. Alle Abtransportierten wurden am gleichen Tag in einem Wald bei Riga erschossen. Von den im November 1941 aus Franken nach Riga Deportierten haben, soweit bekannt, zwei Personen überlebt. Aus dem, was über Marianne Rein bekannt ist, entsteht das Bild einer ernsten und doch auch humorvollen, tief empfindenden und zugleich sich selbst gegenüber kritischen jungen Frau, deren dichterisches Schaffen zu großen Hoffnungen berechtigte, der jedoch mit 30 Jahren ihre Zukunft brutal entrisen wurde. Von ihr geblieben sind einige Fotografien, ihre Briefe mit den darin enthaltenen 87 Gedichten und einigen Zeichnungen, wenige Veröffentlichungen und schließlich ihre Gestapo-Akte. ¶

*Am Montag, dem 10. November 2008,  
um 19 Uhr 30, werden, veranstaltet von der  
Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit  
in Würzburg und Unterfranken e.V.,  
Schauspieldirektor Bernhard Stengele,  
der Schauspieler Kai Christian Moritz  
und die Pianistin Katia Bouscarrut,  
alle vom Mainfranken Theater Würzburg,  
im David-Schuster-Saal des  
Jüdischen Gemeindezentrums Shalom Europa  
einen Abend mit Gedichten und Briefausschnitten  
von Marianne Rein gestalten.*



Würzburger Straßenbahn macht Werbung für das Winterhilfswerk, vermutlich 1935.  
Foto: Stadtarchiv



# Winterhilfswerk

Die perfide Propaganda der Nazis –  
Eine Ausstellung im Museum  
Malerwinkelhaus in Marktbreit

Von Renate Freyisen

Niedlich und nett, so sahen Anstecker, Anhänger, Aufkleber oder andere Dinge des Winterhilfswerks der Nazis aus – heute sind sie begehrte Objekte auf Sammlerbörsen; man konnte sie ans Revers heften oder den Christbaum mit den kleinen Holzfiguren dekorieren und stolz diese Abzeichen seiner Spendenfreudigkeit präsentieren. Doch so harmlos, wie diese Gegenstände daherkamen, war das, was dahinter stand, nicht. Das Sozialwerk wurde nämlich von den Nazis 1933 - 1943 als Instrument der Propaganda, Überwachung und Ausgrenzung benutzt. Goebbels persönlich hatte es straff durchorganisiert. Auf diesen Hintergrund verweist eine hochinteressante Ausstellung im Museum Malerwinkelhaus in Marktbreit bei Ochsenfurt. Die Idee hatten die Nazis von den Wohlfahrtsverbänden abgekupfert, die in den Notjahren der späten Weimarer Republik 1931 mit staatlicher Unterstützung ein solches Hilfswerk für Bedürftige gegründet hatten. 1933 wurden alle karitativen Organisationen der Kirchen, Gewerkschaften etc. verboten bzw. „gleichgeschaltet“. Das Winterhilfswerk wurde zuerst von der NS-Wohlfahrt übernommen, 1936 rechtlich eigenständig. Mit Sachspenden wurden gemäß der Nazi-Ideologie nur „erbgesunde“ und rassistisch erwünschte Bedürftige bedacht, Juden also von vorneherein ausgeschlossen. Die Empfänger erhielten einen Ausweis, in den die Spenden eingetragen wurde; er trug vorne die Aufschrift: „Die Juden sind unser Unglück“, hinten stand: „Wer gegen den Juden kämpft, ringt mit dem Teufel.“ So wollte man sogar Notleidende im Sinne der Nazis instrumentalisieren. Besonders zynisch: Auch Juden mußten spenden! Der größte Teil der Geldspenden waren Zwangsabgaben, wurden z.B. gleich vom Gehalt abgezogen oder an der Kasse pro Mark Einkauf als „Winterpfennig“ einbehalten. In Haus- und Straßensammlungen wurden große Summen zusammengetragen, Sachspenden in zentrale Lager gebracht und dort öffentlich ausgestellt. Landwirte hatten „Bauernspenden“, also Lebensmittel, zu liefern, Privathaushalte „Pfundspenden“ an



Offizielles Propaganda-Foto für das Winterhilfswerk der Nazis.

(Wir haben das Hakenkreuz geschwärzt.)

M-Foto: Stadtarchiv

Haltbarem wie Speck und Zucker. Ehrenamtliche oder auch hauptamtliche Helferinnen und Helfer oft in spezieller Uniformierung klapperten Häuser und Höfe für den vermeintlich guten Zweck ab und hatten so einen guten Überblick über das „richtige“ Verhalten der Leute. Mit Razzien und Verhaftungen wurde 1933 die unliebsame Konkurrenz von Bettlern oder Obdachlosen ausgeschaltet. Die wirklich hohen Erlöse der Winterhilfswerk-Sammlungen wurden mit viel Tamtam veröffentlicht, über die Aktionen wurde in Zeitungen, Rundfunk und Wochenschau groß berichtet, die Verteilung der Spenden propagandawirksam inszeniert, mit Postkarten, Briefmarken oder Plakaten geworben. Jeden Winter bildete eine zentrale Veranstaltung mit Hitler den Auftakt. Eine besondere Maßnahme war der Eintopf-Sonntag: Alles sollten da unabhängig vom Einkommen das Gleiche essen; die Preisdifferenz zum gewohnten Sonntagsmahl mußte in Privathaushalten gespendet werden. Kontrolliert wurde, daß da nicht wie gewohnt Schweinebraten mit Klößen auf dem Tisch dampfte, durch Besuche der Blockwarte, welche die „gesparten“ Summen in Hauslisten eintrugen. Selbst Juden mußten sich anfangs an solchen Eintopf-Sonntagen beteiligen, wie ein ausgestelltes

Dokument beweist. In größeren Städten fanden öffentliche Eintopf-Essen statt, an denen hohe NS-Funktionäre teilnahmen. Das sollte auch das Gefühl der Volksgemeinschaft stärken. Rund 2000 verschiedene Abzeichen für die Spender wurden in großer Stückzahl gefertigt, eine angeblich wichtige Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. B. in der Rhön oder Thüringen; sie zeigten regionale Sehenswürdigkeiten, berühmte Persönlichkeiten wie Goethe, Blumen, Märchenmotive, aber auch Waffen und NS-Symbole und viel Martialisches. Die Erzgebirgler Holzfiguren waren als Weihnachtsschmuck begehrt. Daß diese „Erinnerungen“ an das Winterhilfswerk auch heute noch gesammelt oder wie ein Schatz aufbewahrt werden, ohne daß man sich da große Gedanken macht über den politischen Hintergrund, zeigen die reich bestückten Vitrinen. Doch die Dokumente, Fotos und Erläuterungen bieten ein anderes Bild von dieser Art von Wohltätigkeit: Große Teile der wirklich bedürftigen Bevölkerung waren von den Segnungen des Winterhilfswerks ausgeschlossen, und daß nicht alle Geldspenden den Notleidenden zugute kamen, sondern für Rüstung und Propaganda ausgegeben wurden, ist anzunehmen. ¶



Winterhilfswerk-  
Losverkäufer in  
Würzburg im  
Februar 1934  
Foto: Stadtarchiv

# Über Würzburg sprechen

oder: Was es mit der Bezeichnung „Provinzstadt“ so auf sich hat.

Von Clemens Tangerding

Die ‚Grundzüge einer Stadtpsychologie‘ von Umberto Eco haben in jüngster Zeit wieder an Prominenz gewonnen, da Peter Funke unlängst in seinem Eröffnungsvortrag des Historikertags in Dresden auf sie zu sprechen kam. So ist Ecos Idee aus dem Jahr 1996 vom Rednerpult des Verbandsvorsitzenden der deutschen Historiker aus in die großen Zeitungen und die Kultursendungen im Radio und so in die Köpfe vieler Zeitungsleser und Radiohörer gedrungen. Eco berichtet in seinem kurzen Text über einen Besuch in Dresden. Die Stadt sei zwar durch das Bombardement vom 17. Februar 1945 in Schutt und Asche gelegt worden und habe so ihren einstigen Glanz verloren. Doch die Dresdner bauten und bauen ihre Stadt selbstverständlich wieder auf und zeigen den Besuchern stolz das Erreichte. Eco inspirierte der Besuch in Dresden zu dem Versuch, Städte in selbstsichere und andere einzuteilen. Die selbstsicheren erkenne man am unhinterfragten Stolz ihrer Bewohner, der gar nicht auf die Idee kommt, Besucher nach ihrer Meinung über ihre Stadt zu fragen: „Sie setzen stillschweigend voraus, dass man überwältigt ist, und wenn nicht, hat man eben Pech gehabt.“ Den anderen fehlt die selbstsichere und vom Lob der Reisenden unabhängige Beziehung zur Heimatstadt. In diesen anderen Städten drängen die Einwohner ihre Besucher mehr oder weniger stark zu einem Urteil. „Im allgemeinen jedoch – und dies gilt überall in der Welt – erkennt man mangelndes Selbstvertrauen daran, daß einem sofort bei der Ankunft die Frage gestellt wird: ‚Was denken Sie über unsere Stadt?‘“ Wie ist das mit Würzburg? Zu den selbstsicheren Städten scheint die Stadt offenbar nicht zu gehören

oder, besser gesagt, wir nicht zu den selbstsicheren Städtern. Denn laut Eco entscheiden die Bewohner, nicht die Stadt selbst, ob die Stadt selbstsicher ist oder nicht. Die selbstverständliche Liebe zur Stadt wie bei einem Dresdner oder Freiburger geht uns ab. Einzelne Orte mögen wir, ja, das Mainufer, ein paar Cafés und Kneipen, das Theater oder die Musikhochschule vielleicht, natürlich unsere Wohnungen und die unserer Freunde, den Blick von der Festung – wenn mal wieder Besucher da unbedingt hoch wollen. Doch Liebe zu einzelnen Orten ist noch keine Liebe zur Stadt. Und die scheint bei den Würzburgern nicht richtig aufzublühen. Wenn Würzburger über ihre Stadt sprechen, dann taucht immer wieder dasselbe Attribut auf.

Egal ob die Unterhaltung von der dauerklammen Theaterszene handelt, vom verwaisten Hotelurm am Berliner Ring, vom jüngsten Wahlkampf oder von der immer unlesbarer werdenden Zeitung. Auf Premierenpartys, im überfüllten Café Centrale am Samstagnachmittag oder beim abendlichen Plausch vor dem Neuen Weg in der Sanderstraße. Immer wieder hört man, Würzburg sei eben Provinz, der Streit um die Bahnhoferrenovierung eine Provinzposse, die Stadträte Provinzpolitiker, die Verkehrsplanung provinziell. Die Bezeichnung der eigenen Stadt als Provinz läßt sich schwer in Ecos Unterscheidung zwischen Selbstsicherheit und Abhängigkeit einordnen. Selbstsicher erscheinen diejenigen, die von Würzburg als Provinzstadt sprechen einerseits schon, weil sie damit über sich selbst sagen, sie hätten besseres verdient und würden eigentlich lieber in einer größeren und großstädtischeren Stadt leben. Doch das strahlt, anders als Selbstsicherheit in Ecos Sinne,



Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Selbstsicherheit auf Kosten der Stadt aus, nicht wegen der Stadt. Und: Im Attribut des Provinziellen liegt, wenn es vom Einwohner ausgesprochen wird, immer etwas Unsicheres, Abhängiges. Der Besucher oder Bekannte könnte Würzburg ja als Provinzstadt titulieren. Das macht einen als Würzburger unsicher, also spricht man es lieber selbst aus. Insofern pendelt der Provinzgedanke eher in Ecos andere Richtung aus. Würzburg für eine Provinzstadt zu halten, kann andererseits ungeahnte Kräfte freisetzen. Wer in Würzburg nicht mehr leben will, weil immer die gleichen Schauspieler auf den Bühnen stehen, immer wieder der gleiche alte Professor die gleichen alten Vorlesungen hält, sich die Frauen auf dem Weinfest am Stein immergleich in Schale werfen und auf den WG-Parties im Dencklerblock immer die gleichen und die immergleich netten Kumpel abhängen, muß hier weg. Würzburg ist beschränkt und begrenzt. Die Vielfalt in Berlin oder Hamburg ist ungleich größer. Zellerau und Sanderau unterscheiden sich, anders als Kreuzberg und Charlottenburg, nicht durch einen spezifischen Stil und eine eigene Haltung zum Rest der Stadt. Zudem bewegt sich die Stadt nicht so schnell. Wenn in Würzburg eine neue Galerie aufmacht, ist die Kulturprominenz zur Stelle. In München der Freundeskreis. Wer ab Mitte 30 keine feste Beziehung, sondern lose Beziehungen ohne Kinder führt, den empfängt in Würzburg vielleicht eher offen bekundete Toleranz als Wort gewordene Unselbstverständlichkeit, in Köln oder Leipzig wohl eher wortloses Desinteresse zigtausender Gleichgesinnter. Die Wahrnehmung der Stadt als Provinz kann in eine heilbringende Aufbruchstimmung übergehen, für einen vorübergehenden Ortswechsel oder den endgültigen Wegzug in weniger provinzielle oder noch provinziellere Gegenden.

Schwierig ist die Bezeichnung als Provinz dann, wenn das Kleine, Niedliche, Verringernde, was dieser Begriff immer auch in sich birgt, auch Dimensionen beschreibt, die zu Unrecht verniedlicht werden. Gefährlich ist die sogenannte Provinzstadt Würzburg dann, wenn sie Dinge ausklammert oder ignoriert. Genau das scheint der Begriff aber zu tun. Das Bewußtsein von krasser sozialer Ungleichheit ist in der Vorstellung von der Großstadt oder der Hauptstadt immer irgendwie enthalten. Der Gedanke an die oder eine Metropole denkt Verarmung und Verreichung mit. Aber die Provinzstadt Würzburg? Ist eine Provinzstadt wie die Hauptstadt Unterfrankens nicht viel zu niedrig, um wahrhaftige soziale Ungleichheit zu produzieren? Gibt es in der hinteren Zellerau oder am Heuchelhof tatsächlich

ebenso Arme wie im Berliner Stadtteil Marzahn oder Clichy-sous-Bois bei Paris? Ist es nicht tatsächlich so, daß wir soziale Ungleichheit nur in Gedanken an Riesenstädte denken? Und wo liegt das Problem, wenn wir nicht immer gleich an Arme und Ausgegrenzte denken, wenn wir von unserer Provinzstadt sprechen?

Weil wir nicht sprechen, sondern sprachhandeln, würde Reinhard Koselleck sagen. An einem Beispiel, das nur einem alten Historiker einfallen kann, erläutert er den Zusammenhang zwischen Sprache und Sachverhalt: Baron von Massenbach bewarb sich 1782 bei Friedrich II. von Preußen um eine Offiziersstelle. Um einen guten Eindruck zu hinterlassen, beschreibt er ein ihm bekanntes Heerlager am Neckar und spricht erst davon, wie man die Kaiserlichen besiegen könnte. Sofort korrigiert er sich und sagt, wie man die Österreicher hätte besiegen können. Massenbach erkannte, daß seine Formulierung für Friedrichs II. Eindruck von ihm entscheidend ist. Wer im 18. Jahrhundert von Kaiserlichen sprach, gab damit unwillkürlich seine Sympathien für den Habsburger Kaiser kund, in einem Bewerbungsgespräch mit dem preußischen König zu dieser Zeit keine ratsame Einstellung. „Österreicher“ dagegen bezeichnete schlicht die Nationalität und keine Verbundenheit. Ebenso ist es heute ein Unterschied, ob man in einem Gespräch vom „Herrn Oberbürgermeister“ oder „dem Rosenthal“ spricht, vom „O2-Partner“ oder vom „Handyladen“. Die ersten Fälle drücken Nähe und eine Abhängigkeit aus, die zweiten Unbeteiligung. Begriffe drücken soziale Wirklichkeit nicht aus. Sie produzieren sie. So auch der Provinzbegriff, der in seiner Verniedlichung grenzenlos ist.

Ein Label wie Provinz scheint uns Gedanken vom Leib zu halten, die wir nicht denken wollen. Das Attribut provinziell ignoriert mehr als wir vielleicht zugeben wollen, aber genau so viel, wie uns eigentlich lieb ist. Und jetzt? Die Würzburger Theaterlandschaft mögen wir als provinziell bezeichnen, die fränkische Reaktion der Metzgersfrau auf amerikanische Touristen, das Jazzangebot oder die Dichte an Biomärkten. Dennoch sollten wir im Bewußtsein behalten, daß es Dimensionen in unserer Stadt gibt, deren Existenz über Labels wie großstädtisch oder provinziell erhaben sind. Diese Erhabenheit sollten wir diesen Lebensbestimmtheiten zugestehen, wenn sie uns auch fremd sind und wenn wir schon nichts für ihr Verschwinden tun. Wir könnten, ab und an nur, unsere Sprache daraufhin überprüfen, ob sie für diese Fremdheiten Zeit und Worte hat, wenn wir über Würzburg sprechen. ¶

# Würzburger Künstlerleben aus ganz privater Sicht

Briefwechsel Dauthendey – Rostosky neu  
herausgegeben

Von Renate Freyisen

Die Neue Welt in Würzburg, der ehemalige Gutshof hoch über der Stadt, der Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts viele bekannte Künstler in seinen Mauern gesehen hat, von wo aus Maler wie Modersohn oder Heckel den Blick auf die Festung verewigt haben – noch liegt er wie ein Solitär im Grünen da. Aber schon rücken Häuslesbauer und Grundstücksspekulanten gefährlich nahe, schon wurden die Bäume auf der Wiese unterhalb abgesäbelt. Zwei der berühmten Bewohner der Neuen Welt waren der Dichter Max Dauthendey (1867 - 1918) und die Malerin Gertraud Rostosky (1876 - 1959), deren Großeltern den Gutshof besaßen. Hier lernten sich die beiden Künstler kennen und lieben, hier malten sie zusammen, hier machte der 27jährige der 18jährigen einen Heiratsantrag. Sie lehnte ab, weil sie sich noch nicht fähig dazu fühlte und ihr Lebensziel, die Malerei, noch nicht angepackt hatte. 1896 heiratete er die Schwedin Annie, eine Fabrikantentochter; mit ihr war er ununterbrochen auf Reisen, brauchte alles Geld auf. Mittellos kehrte er vier Jahre später auf die Neue Welt zurück. Rostosky aber verwirklichte ihren Berufswunsch und ließ sich in München zur Malerin ausbilden. 1902 zog Dauthendey mit seiner Frau nach Paris, arbeitete viel, verdiente aber wenig. Die enge Verbindung zu Rostosky blieb bestehen – sie hatten wohl 1902 zusammen eine Affäre - ; er wünschte, daß

sie nach Paris kam. Das geschah erst später; aber es entwickelte sich ein reger Briefverkehr zwischen den beiden, aus dem die innige Vertrautheit zwischen dem Dichter und der Malerin hervorgeht – und das trotz Ehefrau Annie, die möglicherweise davon wenig Ahnung hatte. Aus den sehr häufigen, sehr persönlichen Briefen von 1903 an, die der Dichter an seine „geliebte Traudel“, sein „Schnauzel“ oder das „Herzkirschlein“ mit seinen „schwarzen, hitzigen Borsten“ richtet als „dein Boxel“, zeigt sich neben der gefühlsmäßigen Nähe vor allem, daß er ständig von Geldnöten und Existenzsorgen geplagt wird. Oft verfällt

Dauthendey in Fränkisch oder Mundartliches; so schreibt er im November 1904: „Herrgott, wie gern ich Dich abküssen tät, daß nix mehr über wär von Dir. Wenn ich recht viel Geld hätt, käm ich aber doch!-Keinen Menschen sprech ich hier, bin immer allein, so allein war ich



noch nie im Leben, wie im Sarg. Schreib bald Deinem Boxel!“ Ab dem Sommer 1905 verstummt der bisher so rege Briefwechsel, aus dem viel zu erfahren ist über das Leben armer Künstler in Paris. Dauthendey hatte vom verstorbenen Schwiegervater geerbt; dank dieser Mittel war er mit seiner Frau Annie auf eine lange geplante, achtmonatige Weltreise gegangen. Vermutlich hatte auch seine Frau auf eine Lösung des innigen Verhältnisses zwischen ihrem Mann und seiner geliebten Maler-Freundin gedrängt. Ab Januar 1907 werden wieder Briefe auf die Neue Welt und dorthin, wo Rostovsky gerade weilt, geschickt, zuerst vom Sanderring 23 aus, wo Dauthendey wohnt; sie beginnen mit „Liebe Traudel“ und wirken recht distanziert, enthalten vor allem Geschäftliches, klagen über die finanziellen Sorgen, loben aber oft Rostokys Bilder. Ab Ende 1907 sind auch einige Antwortbriefe von ihr erhalten, adressiert an „Lieber Max!“ Erst ab 1908 werden die Anreden wieder lockerer, etwa „Lieber Meister von kaiserlichen Gnaden“ oder „Liebe preußische Malerin“, und auch der Ton wird persönlicher durch viele ironische und vertraute Anspielungen. Man erfährt einiges

über das Kultur-„Klima“ im „Dorf Würzburg“. Doch schon 1909 kommt wieder ein frostigerer Klang in die Briefe, wohl weil Gertraud Rostovsky sich nicht aus Rom meldete, weil sie beharrlich ihren eigenen Weg als Malerin verfolgte. Danach bricht der Briefwechsel ab, wird erst Ende 1912 ziemlich förmlich und mit großen Abständen wieder aufgenommen. Dann, ab 1914, kommen von Dauthendey häufiger sehr ausführliche Briefe aus Sumatra und Java; in ihnen äußern sich seine Sehnsucht nach Würzburg, Selbstmitleid, daß er in Deutschland als Dichter nie genug anerkannt wurde, und trübe Ahnungen,



daß er die Heimat nie mehr sehen würde. Trotz all der exotischen S c h ö n h e i t rundum fühlt sich der Dichter u n g l ü c k l i c h , schildert aber sehr anschaulich Land und Leute in Java. 1916 endet der Briefwechsel. 1918 ist Dauthendey dort in der Ferne gestorben.

Daß von den Briefen Gertraud

Rostokys an Dauthendey heute nur wenige erhalten sind, liegt daran, daß sie sich nicht mehr im Nachlaß befinden, obwohl die Malerin sie bis zu ihrem Tod sorgfältig aufbewahrte. Die von Clara Eyb zu Kleinstett unter dem Titel „Nun küsst Dich jedes Wort“ herausgegebenen Briefe erlauben eine interessante Innenansicht vor allem des Dichters Max Dauthendey mit seinen ständigen Klagen über die – meist selbstverschuldeten – Geldnöte, zeigen seine Auffassung vom Künstlertum und seinen widersprüchlichen Charakter. Sie geben aber auch einen gewissen Einblick ins Alltagsleben der Zeit. In einer knappen Einführung erhält der Leser einen Eindruck vom Verhältnis der beiden Künstler, wobei die Malerin deutlich besser abschneidet. Den Briefen schließen sich Anmerkungen, Zeittafeln zu beiden Persönlichkeiten und eine Literaturliste an; ein paar Bild-Seiten illustrieren den Inhalt der Briefe. ¶

Clara Eyb zu Kleinstett (Hrsg.), *Nun küsst Dich jedes Wort, Max Dauthendey – Gertraud Rostovsky in ihren Briefen*, 234 Seiten, Königshausen & Neumann Verlag Würzburg 2008



*In der Welt der Räuber, Schwarz (Kai Christian Moritz / links)  
und Spiegelberg (Andreas Anke / rechts), gehört die Schiefelage zum  
Selbstverständnis, dachte sich vermutlich der Fotograf.  
Foto: Falk von Traubenberg*



# Die Räuber – Eine Revolution?

Schillers Drama „Die Räuber“, die Eröffnung der Schauspielsaison am Mainfranken Theater Würzburg, hält sich dankenswerter Weise ziemlich an den Text.

---

*Von Renate Freyeisen*

Dennoch hinterläßt die Inszenierung von Bernhard Stengele einen eher zwiespältigen Eindruck. Einerseits wird hier sinnvoll stilisiert, andererseits sind in Ausstattung und Auftritten auch Elemente enthalten, die in Kostümierung und Gestik übertrieben wirken; verräterisch die Lacher an den falschen Stellen. Manchmal möchte man auch vom Text einfach mehr verstehen, wenn die Räuber untereinander uneins sind oder Amalia, an Ophelia erinnernd, halb dem Wahnsinn verfallen scheint. Der Regisseur sieht übrigens Schillers Sturm-und-Drang-Stück als Grundlage einer „Revolution in zwei Teilen“. Am allzu langen Premierenabend folgte den „Räubern“ im Großen Haus noch die „Love revolution“ in den Kammerspielen, eine witzige musikalische Farce von Anne Simmering auf die Spießler-Familie der späten 60er Jahre; unterhaltsam, wie dieses scheinbar festzementierte Gefüge demontiert wird durch den Einbruch der „Amerikanisierung“ in die Gesellschaft. Über das Fazit der Kombination zweier so verschiedener Stücke darf gerätselt werden – die Familie als überholtes Modell oder als Ursache für alles, was schief läuft? Bei Schiller dient sie jedenfalls lediglich als Auslöser einer „dramatischen Geschichte“. Diese erfordert leidenschaftliches Spiel bei den Räubern. Ihr Hauptmann Karl Moor entspricht dem auch zu Beginn in seinen explosiven Ausbrüchen, in seinen lockeren, freien Bewegungen, doch seine Kumpane müssen in erstarrter Haltung verharren, mit verdrehten Gliedmaßen wie Marionetten abwartend, was ihr Anführer von ihnen will. Dagegen fesselt „Franz, die Kanaille“, von Anfang an: Der zutiefst verletzte, weil vom Vater mißachtete und hintangestellte zweitgeborene Sohn kriecht aus einer Klappe des Eisernen Vorhangs und hält seinen beeindruckenden Monolog vom Schluß der ersten Szene; daraus wird seine Handlungsweise irgendwie erklärlich, aber in ihrer Rigorosität nicht unbedingt nachvollziehbar. Schon hier empfiehlt sich Kai Markus Brecklinghaus in silbernem Frack und Lockenperücke als perfider Star des Abends. Der Zuschauer versteht seine tiefgehende Kränkung durch den Vater, kann ihm aber nie ganz auf dem Weg des Unrechts folgen. Franz Moor ist hier eben, wie vom Dichter gewollt, ein extrem intriganter, schaurig unmenschlicher, unmoralischer Charakter, ohne jede Verantwortung, aber mit einem einzigen Ziel, der Lust an der Zerstörung der bestehenden Zustände. Bei letzterem hat er auch viel gemeinsam mit seinem verhassten Bruder Karl. Der vom Vater heißgeliebte Erstgeborene wird von Christian Manuel Oliveira in Glitzerjacke sprunghaft

dargestellt, unreif, mit romantischen Flausen im Kopf und als Idealist, freundlich, aber auch impulsiv; eigentlich folgt sein Handeln kaum einer Linie; dennoch vertritt er als Räuberhauptmann gewisse moralische Prinzipien, die er aber dann auch wieder aufgibt. Warum „schlachtet“ er am Schluß Amalia „hin“, sein angeblich Liebstes, - vielleicht um sich selbst zu bestrafen? Jedenfalls versichert er am Ende, daß er sich ausliefern wolle, um einem Armen die Kopfprämie zukommen zu lassen, indem er dreimal bekräftigt „dem Mann kann geholfen werden“. So wird die Mär vom edlen Räuber bestärkt. Das alles paßt zur Sturm-und-Drang-Hauruck-Dramatik, in der Gefühl alles ist, dem man sich bedingungslos hingibt. Während seine Söhne einerseits dem Genie-Zeitalter, andererseits einer unbestimmten Gegenwart angehören, stammt ihr Vater, der Graf von Moor, wohl aus einem verstaubten, urzeitlichen Patriarchat, in seinem goldenen Schlafrock und seinen überlangen, grauen Haaren (ein langer Bart hätte ihm wohl besser angestanden). Max de Nil hatte die Aufgabe, sich in dieser Rolle schwerfällig und uneinsichtig zu benehmen. Maria Vogt berührte als zarte, aber zäh an ihren Liebes-Vorstellungen festhaltende, bisweilen ziemlich verwirrte Amalia; doch warum sie sich über einer Wasserwanne selbst befriedigen muß, ist wohl eher den üblichen, mittlerweile reichlich abgenutzten modernistischen Gags zuzuschreiben als einer szenischen Notwendigkeit. Sinnreich aber ist der optische Einfall, daß der Bereich der herrschenden Familie Moor sich oben auf der Bühne befindet, rot, leer, lediglich mit einer Bank ausgestattet. Darunter das Gefängnis. Hinauf gelangen Unerwünschte nur mühsam über eine steile Wand per Seil. Davor, unten im weißen Bereich, der auch mit schrägen Ebenen ausgerüstet ist, halten sich die schwarzgekleideten Räuber auf. Kein Wald, nur Helligkeit. Sie müssen diese Leere füllen, was nicht immer gelingt, denn sie sind weitgehend auf der Stelle fixiert. Spiegelberg (Andreas Anke) kratzt sich ständig nervös, Schweizer (Georg Zeier) scheint von allen noch am vernünftigsten, Schwarz (Kai Christian Moritz) und Schufferle (leider wenig verständlich: Isaaka Zoungrana) konnten sich wenig profilieren. Philipp Reinheimer durfte sich als Roller richtig aufregen; als angeblich kriegsversehrter Pole Kosinsky aber mußte er arg in Klischees wühlen, um seinen falschen Botenbericht abzuliefern. Daneben wirkte die gehorsame Dienergestalt von Rainer Appel wohltuend in ihrer Zurückhaltung, aber stets präsent durch die aufmerksame Beobachtung der Geschehnisse.



Franz Moor (Kai Markus Brecklinghaus / rechts)  
und Moor sen. (Max de Nil / links).  
Foto: Falk von Trautenberg

Daß zu diesem Schiller-Erstling, der bei seiner Uraufführung im Mannheimer Nationaltheater unglaubliche Reaktionen der aufgewühlten und ergriffenen Zuschauer hervorrief, in Würzburg nun die vergnügliche „Love revolution“ passen sollte, war nicht so ganz einsichtig. Zwar geht es in beiden Stücken um Familie, wenn auch überzeichnet, doch Schiller wollte von vorneherein erschüttern durch die Tragik von Karl Moor als erhabenem Verbrecher – das politische Motto „In tyrannos!“, „Gegen die Tyrannen!“, fügte der Verleger hinzu - . Aber bei der Persiflage auf die deutsche Spießler-Familie ist von vorneherein der Lacherfolg eingeplant. Familie als Ursache von Streit kommt hier eigentlich nicht vor. Anne Simmering gelang mit der geschickten Collage von leicht umgetexteten Schlagern der 60er und 70er Jahre nach dem Motto „Wir wollen niemals auseinandergehn“, mit viel gewolltem Gefühlskitsch und mit fetzigen Rock-Songs, hervorragend von Katia Bouscarrut am Klavier arrangiert und begleitet, sowie mit den holzschnittartig erfundenen Figuren eine vielbeklatschte, heitere Inszenierung. Ihre „heile“ Familie Müller, Mama (Maria Brendel) mit Lockenwicklern, Schürze und Staubsauger als

Schutzschild, Papa (Rainer Appel) ganz korrekt im staub-beigen Anzug und ordentlich gekämmten Haar, Töchterchen Amelie (Anna Sjöström), ein schwärmerischer blonder und rosa Teenager auf der Schaukel der Träume, Sohn Ferdinand (Philipp Reinheimer) brav und unselbständig, Sohn Karl (Kai Christian Moritz) als lieber, emotional, entwicklungsmäßig und geistig zurückgebliebener Junge und Opa (Max de Nil) im Rollstuhl, aber noch ganz schön fit, macht eine Wandlung durch. Alles ändert sich nämlich, als eine schwarze Pop-Legende in diese Nierentisch- und Tütenlampen-Idylle einbricht wie eine Fata Morgana: lila ausgeleuchtet, Jimmy Lee, der Botschafter des Rock-Kults (Isaaka Zoungrana), mit Glitzer-Kraushaar-Perücke und Weste über dem freien Oberkörper; er bedient alle Klischees von freier Liebe, Drogen etc. Die Folgen zeigen sich bald: Mama öffnet ihre Haare und gibt sich erotischen Fantasien hin, das Töchterchen verliebt sich total, Ferdinand flippt aus, Karlchen wird völlig infantil und Opa verlässt seinen Rollstuhl. Papa aber hat eine neue Seite an sich entdeckt: Als attraktiver Transvestit stöckelt er in die Familien-Trümmer hinein. ¶

# Nachgefragt: Kunst am Bau

Gespräch mit Norbert Böhm, Leitender Baudirektor an der Regierung von Unterfranken für den Bereich Planung und Bau.

Interview: Angelika Summa

Eine der größten Baumaßnahmen Bayerns findet in Würzburg statt. Auf dem Erweiterungsgelände der Universität Würzburg an der Oberdürrbacher Straße hat der Freistaat Bayern ein neues Klinikum errichtet. Seit 2004 ist der 1. Bauabschnitt, das Zentrum der Operativen Medizin (ZOM) des Klinikums Würzburg, in Betrieb, der Neubau des 2. Bauabschnitts, des Zentrums Innere Medizin (ZIM), soll im Juni 2009 fertiggestellt sein.

Für beide Bauabschnitte wurden und werden Kunst am Bau-Maßnahmen durchgeführt; beim ZOM, hatte sich die Jury für den Nürnberger Ulrich Brüscke entschieden, der 2003 alle drei offenen Innenhöfe zum Thema Erde, Wasser, Luft ausgestaltet hat und zusätzlich im Innenbereich die malerische Gestaltung eines Aufzugsknotens übernahm. (Brüscke erhielt mit seinem „catwalk“ auch den Zuschlag für das neue Sportzentrum der Bereitschaftspolizei Würzburg 2006).

Der Kunst am Bau-Wettbewerb für das ZIM läuft zur Zeit. Das meint die Gestaltung zweier offener und dreier überdachter Innenhöfe.

Da Wettbewerbe für Kunst am Bau bei Künstlern besonderes begehrt sind, da sie zu den wenigen Kunstbereichen gehören, die für Künstler heutzutage noch lukrativ sein können und zudem als ausgesprochen imagefördernd gelten, war der derzeitige ZIM-Wettbewerb für die **nummer** ein Anlaß, um bei kompetenter Stelle genauer nachzufragen.

Norbert Böhm, Leitender Baudirektor bei der Regierung von Unterfranken für den Bereich Planung und Bau beantwortete unsere Fragen.

*Herr Böhm, bei einer Baumaßnahme des Staates, muß oder darf „Kunst am Bau“ sein? Und von wieviel Prozent der Bausumme reden wir dann?*

Ihre Frage betrifft die Richtlinien, die vom Landtag festgelegt wurden und sich mit der Bayerischen



LBD Norbert Böhm (l), Pressesprecher Johannes Hardenacke (r)  
Foto: Angelika Summa

Verfassung decken. Das sind die Richtlinien für die Durchführung von Hochbauaufgaben des Freistaates Bayern, kurz RL Bau genannt, speziell das Stichwort K7 (= Beteiligung bildender Künstler). Darin heißt es ausdrücklich unter Punkt 1: Bei den Baumaßnahmen im staatlichen Hochbau sind bis zu 2% der Baukosten für Aufträge an bildende Künstler vorzusehen - soweit Zweck und Bedeutung der Baumaßnahmen dies rechtfertigen.

*Also ist das eine Kann-Bestimmung. Kunst am Bau muß also nicht unbedingt sein?*

Ja. Zu beachten ist allerdings, daß dies immer in Abstimmung mit der Obersten Baubehörde geschieht und daß auf die öffentliche Außenwirkung staatlichen Bauens Wert gelegt wird. Wenn Kunst am Bau im Haushaltsetat der Maßnahme vorgesehen ist, sind die Gelder auch dafür gebunden. Und wenn, wie bei den derzeitigen Baumaßnahmen des ZIM, die besondere Außenwirksamkeit vorhanden ist, wird ein öffentlicher Kunst-Wettbewerb selbstverständlich

auch gemacht. Das betrifft nicht nur den Hochbau, auch im Tiefbau werden Kunstwettbewerbe gemacht; ich denke da z.B. an Brückenbaumaßnahmen.

Etwas anderes ist es bei den sogenannten „Kleinen Baumaßnahmen“ unter oder bis 1.000.000 Euro. Hier ist dies grundsätzlich nicht vorgesehen, da die Bedeutung kleinerer Sanierungen oder Umbauten nicht dem Landtagsauftrag entsprechen.

*Kann man sich dafür bewerben?*

Selbstverständlich. Und ich möchte die Künstler ausdrücklich dazu auffordern. Das kann man bei den Ansprechpartnern der Staatlichen Bauämter machen. Sie können sich initiativ, oder auch gezielt auf einzelne große Baumaßnahmen bewerben. Nicht alle, speziell die jungen Künstler, sind in den Bauämtern überall bekannt.

*Eine Bewerbung für die „direkten Aufträge“, sprich Ausstattung des Innenbereichs mit Kunstwerken, steht also jedem Künstler frei? Das erinnert mich an die Kunst am Bau-Geschichte JVA Würzburg 1997. Da wurde gemunkelt, es sei eine Summe im deutlich fünfstelligen Bereich für Ankäufe da, sie seien aber bereits ausgegeben. Bei einer internen Diskussion unter den Künstlern wurde geäußert, daß man sich selbstverständlich noch bewerben kann. Wer das anderentags aber versuchte, stand vor verschlossenen Türen. Zwei vielleicht drei Künstler profitierten vom Insiderwissen.*

Das ist schon fast eine Unterstellung! Klüngerlei gibt es bei uns nicht. Zu dem damaligen Vorgang kann ich mich nicht äußern, weil ich ihn nicht kenne, da war ich noch nicht auf diesem Posten. Grundsätzlich herrscht auch bei den sog. „Direktaufträgen“ Transparenz.

Ein Gremium entscheidet, was angekauft wird. Beim ZIM wird das wohl das Gremium sein wie bei dem offenen Wettbewerb für die offenen und überdachten Innenhöfe. Aber in der Größenordnung von bis zu 10 000.- € gibt es keinen Wettbewerb, da kann direkt angekauft werden. In der Regel werden fünf bis zehn Künstler aufgefordert etwas vorzustellen. Wir achten auf angemessene Verteilung. In dem Auswahlgremium befinden sich Vertreter des Bauherrn, des Bauamtes und der Künstlerschaft.

*Wo werden Kunst am Bau-Maßnahmen veröffentlicht?*

Je nach der Größe des Bauvorhabens wird publiziert: bei den Medien, in der Tagespresse, bei den Verbänden, vorrangig im Bayerischen Staatsanzeiger, dort müssen diese Maßnahmen veröffentlicht werden. Ich möchte die Künstler aufrufen, öfter mal in den Staatsanzeiger zu schauen. Dort steht alles drin.

Auch möchte ich die Künstlerschaft ermutigen, öfter einmal nach Kunst am Bau-Maßnahmen nachzufragen und auch bei der Baubehörde mit Bewerbungsunterlagen auf sich aufmerksam zu machen. Diese landen nicht im Papierkorb.

*Ist die Teilnahme nur freischaffenden Künstler möglich?*

Das ist ein heikler Punkt. Bei der Formulierung zur ZIM-Ausschreibung hatten wir eine halbe Stunde darüber diskutiert. Das Auswahlverfahren ist nicht genau vorgeschrieben, uns ist das Problem jedoch bekannt, denn gefördert soll gemäß Landtagsauftrag nicht der verbeamtete Kunstlehrer werden. Deswegen hatten wir erst formuliert: Teilnahmeberechtigt sind Künstler und Gruppen, die „ausschließlich“ freischaffend tätig sind. Nach dem Einwand seitens der Künstlerschaft, daß es kaum ausschließlich freischaffende Künstler gibt, sondern daß fast jeder einen Nebenerwerb hat, wurde das „ausschließlich“ gestrichen.

*Es gibt offene und beschränkte Wettbewerbe. Welches Verfahren bietet sich wo an?*

Beim ZIM haben wir nach einem offenen Bewerbungsverfahren einen einstufigen, beschränkten Wettbewerb für jede Wettbewerbsaufgabe gewählt. Zunächst wurden 10 - 15 Künstler ausgewählt, eine Bearbeitung der jeweiligen Wettbewerbsaufgabe einzureichen. Das Gutachtergremium hat zusätzlich, wie in der Ausschreibung veröffentlicht, weitere Künstler zum Wettbewerb dazugeladen. Ca. 30 Bewerber sollten insgesamt ausgewählt werden und sind auch ausgewählt worden. Das ist ein transparentes Verfahren, da gibt es keine Mausechelen.

*Wer wählt die Jury aus?*

Dies ist eine Abstimmung zwischen der Staatsbauverwaltung die die Kunst am Bau-Maßnahme federführend begleitet, an ihrer Spitze die Oberste Baubehörde, dann das auftraggebende Bayerische Staatsministerium und dann natürlich, ganz wichtig, die sogenannte nutzende Verwaltung, die Personen die mit der ausgewählten Kunst dann leben sollen oder besser gesagt dürfen. Die Jury besteht aus Sach- und Fachpreisrichtern. Zu den Sachpreisrichtern gehören der Auftraggeber; der Nutzer und je nach Außenwirkung auch Verantwortliche der Kommune. Zu den Fachpreisrichtern gehören die Architekten und Künstler.

Alle Bereiche sollen vertreten sein; da wird nicht nach Gutsherrenart ausgewählt.



*Warum gab es beim Würzburger Kulturspeicher keinen Kunst am Bau-Wettbewerb?*

Das war eine Baumaßnahme der Stadt Würzburg und nicht der Staatsbauverwaltung. Ich könnte mir allerdings gut vorstellen, daß die Entscheidung durch die Tatsache, daß dieses Haus der Kunst und damit der Kunstförderung im Gesamten gewidmet, und damit den Förderungsauftrag per se erfüllt, bestimmend gewesen ist.

*Wäre es möglich, Künstler in einem früheren Stadium des Baus miteinzubeziehen?*

Vom Prozedere her ja, und es wäre sicher oft wünschenswert.. In der Praxis ist das aber oft unmöglich. Heutzutage gibt es extrem verkürzte Bauzeiten, um durch rasche Benutzung Geld einzusparen oder zu verdienen...dann fehlen die zeitlichen Freiräume.

Wir sitzen aber in einem Gebäude, bei dem genau diese Forderung noch verwirklicht werden konnte. Beim Neubau des Regierungsgebäudes 1956 wurde die künstlerische Gestaltung wie selbstverständlich miteinbezogen. Auch muß man sagen, daß unser Regierungspräsident, Dr. Paul Beinhof, der selbst ein Faible für die Kunstgeschichte hat, Forderungen nach Kunst sehr unterstützt. ¶

*Das Regierungsgebäude am Peterplatz*

*ist reich gesegnet mit Kunst am Bau. An der Außenfassade sieht man den „Löwenfries“ von Prof. Blasius Streng, der auch den Brunnen im Innenhof nach dem Vorbild italienischer Renaissancehöfe zusammen mit Theresa Steger gestaltet hat. Ebenfalls im Innenhof steht die „Menschheits-Vase“ des Bildhauers Raimund Haas. Das Fußbodenmosaik ist von Prof. Blasius Streng, ebenfalls die „Mäander“ im Eingangsbereich. Lothar Forster gestaltete die Staatswappen und die Wappen der unterfränkischen Landkreise nach der Gebietsreform. Otto Sonnleitner schuf das Relief „Sommerliches Leben“ im 1. Obergeschoß, dort auch die blaue Wand mit der „Fränkischen Geschichte“ von Klaus Rother. Des weiteren wirkten mit: Ingram Spengler, Prof. Oskar Martin-Amorbach, Prof. Friedrich Eska, Fried Heuler, Wolfgang Lenz.  
Foto: Angelika Summa*

# LISE CHARMEL



*Ich fühl' mich wohl.*



Wäsche & Mode hautnah!

Jetzt neu:  
Am Schmalzmarkt 5  
Tel. 0931-52304



# Von Enten und Mäusen

Walt Disney hinterläßt in Würzburg und München seine Spuren

---

*Von Achim Schollenberger*



Sein Namenszug dürfte mittlerweile eine der millionenschwersten Marken der Welt geworden sein. Ob in Amerika, Asien, Europa oder dem Rest der Welt, der „Über-Vater“ von Micky Maus, Donald und Co. ist bekannt wie ein bunter Hund. (In diesem Fall verweisen wir auf Mickys Haustier, den orangefarbenen Pluto). Auch Würzburg profitiert gerade von Walt Disney. Ein legitimer Nachfahre von Onkel Dagobert, der amerikanische Zeichner Don Rosa, hat jüngst im Rathaus von Würzburg-Entenhausen den Kiliansbrunnen samt Enteriche gestrichelt. Dem schwerreichen Dagobert indes, gäbe es ihn wirklich, dürfte es ungleich leichter fallen, den maroden Brunnen wieder zum Sprudeln zu bringen, als der Stadtverwaltung. Passieren würde dies aber niemals im Entenhausener Weltgefüge. Einen einzigen Heller in einen bloßen Wasserspeier der keinerlei Rendite ausspuckt, zu verschwenden, käme dem geizigen Fantasilliardär niemals in den Sinn. Selbst wenn er mitten im Emil-Erpel Park stünde, was im Würzburger Fall der Bahnhofsvorplatz ist. Allerhöchstens in einen neuen Geldspeicher hätte

er investiert. Was allerdings vor dem Bahnhof auch sehr imposant aussehen würde. Meistbietend soll in Kürze die von Don Rosa gestiftete Zeichnung versteigert werden. Da wird ein Sümmchen zusammenkommen. Insider tuscheln bereits über vierstellige Zahlen.

Auch in München hinterläßt Walt Disney derzeit seine Spuren, obwohl deren Stadtverwaltung sowieso mehr „Mäuse“ in der Stadtkasse zur Verfügung hat. Der Zauberlehrling Micky aus dem Film Fantasia bezaubert an den Plakatständern gleich mit zwei verschiedenen Motiven. Als vielfacher plakativer Klon will er Besucher in die Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung und ins Münchner Stadtmuseum locken. Nun ist es also soweit gekommen, Walt Disney, Comicfiguren und Zeichentrickim heiligen Museumstempel! Unerhört, was hat den dieser „Kinderkram, dieser Kitsch“ dort verloren?, hätte vielleicht eine Generation vorher ihren Unmut geäußert. Droht hier gar eine Niveaudebatte, ähnlich der aktuellen, durch den Literaturzar Marcel Reich-Ranicki angezettelte, über die Qualität des Fernsehprogramms?



„Susi und Strolch“ Zeichnung aus der Sammlung Münchner Stadtmuseum, ca. 1955.  
copyright Disney Enterprises, inc.

Philippe Rousseau, „Die Ratte, die sich von der Welt zurückzog“, 1885



Hat einer, der unumstritten finanziellen Erfolg verbuchen konnte und es als Medienkonzern noch kann, auch das Niveau für renommierte Museen? Einem Damien Hirst würde man dies keineswegs streitig machen, denn schließlich ist er Künstler, wenn man auch manchmal den Eindruck hat, angesichts seiner jüngeren Werke, daß sein Talent als Marketing-Strategie mittlerweile um einiges höher einzuschätzen ist. Die letzte erfolgreiche Auktion seiner selbsteingelieferten Werke, gerade rechtzeitig vor der herannahenden Bankenkrise, spricht da Bände.

Sind Walt Disneys Kreationen nun Kunst oder nur Jugend-Kult? Ist „Walt Disney“ mehr als Disneyland, kindgerechtes Popcorn-Kino, Micky Maus in Plüsch und Plunder?

Der Gang durch beide Ausstellungen zeigt, daß soviel mehr Kreativität und mühevollen Arbeit hinter den bunten Oberflächen steckt. Die goldene Zeit der berühmten Zeichentrickfilme aus den Disney Studios lebt wieder auf. Natürlich erwartet Micky den Besucher gleich am Eintritt in der Hypo-Kunsthalle. Mit der Maus begann ja vor 80 Jahren

die Erfolgsgeschichte des 1901 in Chicago geborenen Zeichners. „Plane Crazy“ und letztlich, der erste mit Musik vertonte Zeichentrickfilm, „Steamboat Willie“ machten den pfeifenden Nager über Nacht berühmt. Und einen seiner Väter, Walt Disney. Der andere, der ihm am Zeichenbrett Leben eingestrichnet hatte, Up Iwerks, blieb im Hintergrund.

Die Wurzeln Walt Disneys wunderbarer Welt versucht man in dieser Ausstellung auszugraben. Sie sollen in Europa liegen. Was nicht weiter verwundern kann, denn schließlich wurde Amerika vor über 500 Jahren von Europa aus entdeckt und neben den ersten Siedlern war auch deren Kultur an Bord der Mayflower. Generationen von Einwanderern prägten das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

So stellt sich in der Kunsthalle der Hypo Kulturstiftung eigentlich die Frage, „Was ist denn nun von Walt Disney selbst? Die Antwort liegt wohl darin, das Disney die geniale Gabe besaß eine gute Geschichte zu entwickeln und sie als Regisseur in ausgefeilter Perfektion und für das Publikum interessant inszenierte. Den Stoff dafür fand er oft in der Märchen- und Sagenwelt.



Claude Coats „Fantasia- Der Zauberlehrling“ 1940, copyright Disney Enterprises, inc.

Bekleidete Ratten gab es schon im 19. Jahrhundert auf einem Gemälde von Philippe Rousseau (1816 - 1867) zu entdecken. Schneewittchen und die sieben Zwerge, Pinocchio, Aschenputtel und Dornröschen gehören bei uns, in „old europe“, zum allgemeinen Märchenschatz. Peter Pan kennt London ganz gut, genauso wie Alice, wenn sie nicht gerade im Wunderland weilt. Auch Mogli, hat, trotz Abenteuer im indischen Dschungel, seine zweite Heimat in England.

Was wunderbar aufbereitet wird in dieser Ausstellung ist der Vergleich mit kunsthistorischem Anschauungsmaterial und den Schöpfungen Walt Disneys. Letztere, das stellt man fest, sind eigentlich das Produkt einer ganzen Maschinerie, einem Heer von kreativen Köpfen, von denen zum Teil außer dem Schild „Anonym“ an der Wand neben einer Zeichnung nichts geblieben ist. In kurzen Endlosschleifen laufen parallel nebeneinander die markanten Szenen der Disney-Streifen und deren Vorbilder. Hier der gezeichnete, daneben das real verfilmte Original. Friedrich Murnaus Nosferatu, geistert neben Mickys drohendem Schatten,

King Kong klettert nicht nur auf das Empire State Building, sondern auch als Zeichenaffe in einer Zoohandlung auf ein Gerüst aus Käfigen. Unzählige Anleihen lassen sich aufzeigen, Verbindungen knüpfen. Nicht nur bei den Hauptfiguren, sondern auch den Hintergrundzeichnungen. Rothenburg ob der Tauber soll als Vorlage gedient haben für das Dorf, wo Vater Geppetto sein hölzernes Bengel „Pinocchio“ schnitzte. Deutsche Burgen und französische Schlösser bilden malerische Kulissen in den akkuraten Hintergrundzeichnungen.

Neben dem ganzen Disney-Material werden auch hochkarätige Exponate aus der europäischen Kunst gezeigt. Berühmte Maler haben sichtbare Spuren hinterlassen. Arnold Böcklin (1827 - 1901) und Franz von Stuck (1863 - 1928) haben ihr fauniges Scherflein zu „Fantasia“ beigetragen. Eine Entdeckung in der Ausstellung ist der Zeichner Heinrich Kley (1863-1945), welcher auch für die Zeitschrift „Jugend“ gearbeitet hatte. Seine tanzenden Elefanten mit trefflichem Strich festgehalten in den ausgestellten Skizzenbüchern, kehren wieder als grellbunte Halluzination des kleinen „Dumbo“. Gustave

Moreaus (1844 - 1910) „Schlangenbeschörerin“ scheint eine Inspirationsquelle für das „Dschungelbuch“ gewesen zu sein. In die Kinos kam dieser Film 1967, ein Jahr nach Walt Disneys Tod. Mit ihm endet die Zeit der berühmten Klassiker, an denen Disney mitgearbeitet hatte.

Ein etwas aus der Reihe tanzendes Kuriosum der besonderen Art ist der Kurzfilm „Destino“, welcher den Rundgang beendet. 1946 hatten sich der Herr der Maus und der Herr der brennenden Giraffen, der Surrealist Salvador Dali, zu einem gemeinsamen Projekt zusammengefunden. Von Februar bis April arbeitet der exzentrische Künstler neben dem Zeichner John Hench an der Konzeption. Erst 2003, 57 Jahre später, wurde aus den Hunderten von Zeichnungen und Gemälden unter der Regie von Walt Disneys Neffen Roy ein sechs Minuten dauerndes Werk realisiert.

Ein Glücksfall der seltensten Art, etwas, das heute niemals mehr passieren würde, erlebte 1963 das Münchner Stadtmuseum. Vier Jahre zuvor, 1959, hatte Disney seinen bis dato größten und teuersten Film in die Kinos gebracht. Sechs Millionen Dollar, eine gewaltige Summe Ende der 50er Jahre, verschlang Dornröschen, um dann an der amerikanischen Kinokasse nur zäh und mühsam die Produktionskosten zurückzuholen. Heute nennt sich so was Flop. Damit der abendfüllende Zeichentrickfilm sich nicht zum großen finanziellen Desaster mauserte, entschloß man sich, den Streifen in Europa und Asien groß zu bewerben. Dazu hatte Disney selbst zwei Wanderausstellungen mit Originalmaterial aus dem Film - Hintergrundzeichnungen, Skizzen, Cell-Set-ups - und weiteren „echten“ Einmaligkeiten zusammengestellt und auf Reisen geschickt. Die letzte Station der Europa-Tour damals war das Stadtmuseum in München. Als diese Ausstellung beendet war, schenkten die Disney-Studios den Münchnern alle gezeigten Exponate. Unglaublich, aber wahr, denn heute würden Originale nie und nimmer weggegeben. Und kostenlos schon gar nicht.

Doch es war wie mit so vielen Schätzen, auch dieser geriet in Vergessenheit. Eingemottet und verschlossen wurde er ausgelagert. Erst 1994, als man ein Außendepot in der Stadt auflöste, stieß man wieder auf die wertvolle Hinterlassenschaft.

In Zusammenarbeit mit dem Filmmuseum ist nun nach 45 Jahren die Ausstellung von 1963 wieder zu sehen. (Drei ausgeliehene Exponate daraus sind parallel in der Hypo-Kunsthalle). Es wird wohl, angesichts der empfindlichen Exponate, für lange Zeit das letzte Mal sein.

Die kleinere der beiden Münchner Ausstellungen ist, neben einer informativen Exkursion in die Entstehung einer Animation mit ihren Abläufen und der Arbeitsweise in den Disney-Ateliers, eine Hommage an den Zeichner Eyvind Earle (1916 - 2000). Er war 1952 als Chefdesigner für die Hintergründe und die farbliche Gestaltung von „Dörnroschen“, der Adaption nach einem Märchen des Parisers Charles Perrault (1628 - 1703), engagiert worden. Aufgrund des festgelegten Breitwandformates, erstmals entstand ein Zeichentrick in Technicolor und 70mm-Filmformat mit Mehrkanalton, entstanden große, detailreiche Gouachen, die sich stilistisch an Natur- und Architektur der Gotik und Renaissance orientierten. Auch hier werden Disneys europäische Wurzeln sichtbar.

Das Märchenschloß im Film hatte man übrigens Neuschwanstein nachempfunden. Später wurde es zum Markenzeichen für Disneyland und der Walt Disney Company. Wenn man so will, lag das erste Disneyland also in Bayern. ¶

„Walt Disneys wunderbare Welt und ihre Wurzeln in der europäischen Kunst“  
Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung  
Theatinerstraße 8  
80333 München  
täglich 10 - 20 Uhr  
Katalog 25 Euro  
noch bis zum 21. Januar 2009.

Walt Disney: Die Sammlung des Münchner Stadtmuseums  
Münchner Stadtmuseum  
St. Jakobs-Platz 1  
80331 München  
Di-So 10 - 18 Uhr  
noch bis zum 15. Februar 2009.

Für die Freunde von runden Geburtstagen:  
Micky Maus feiert am 18. November 2008 seinen 80.  
(Premiere von Steamboat Willie 1928).  
Am 29. Januar 1959 war die Premiere von Dornröschen



AvivA-Verlag  
 Berlin 2008  
 ISBN  
 978-3-932338-24-3  
 268 Seiten  
 € 29,80

Sie, Mitte 40, gefühlte 35, gehen in die Apotheke und verlangen Vitamintabletten. Die freundliche Dame dort überreicht Ihnen lächelnd ein Präparat für Menschen ab 50. Sie sind nicht amüsiert. Auch die im Tütchen beigelegte Probe für Anti-Faltencreme läßt keine echte Freude aufkommen. Sie gehören nun schon zu einer neuen Zielgruppe, den sogenannten „best agern“. Noch besser klingt es im Französischen: „L'âge d'or“. Was, das freut Sie nicht? Klingt doch gut! Sie werden in den nächsten Jahren an ihrer inneren Überzeugung arbeiten müssen, sonst wird die Altersdepression Sie kriegen. Sie brauchen eine Einstellung jenseits der Defizitorientierung im Bezug auf das Alter, der Fixierung auf Altersabbau oder der Angst vor Alzheimer. Von Altersarmut darf man im Kreise von Kulturschaffenden ohnehin nicht reden... Denken Sie an Hans-Georg Gadamer, der an seinem Neunzigsten (oder war es der Hundertste?) in die Kamera lächelte: Ich bin die Hoffnung aller Sechzigjährigen!

Oder lesen Sie dieses hervorragende Buch: Bereits in 2., überarbeiteter Auflage erschien im März 2008 im Berliner AvivA-Verlag. „So viel Energie – Künstlerinnen in der dritten Lebensphase“ von Hanna Gagel. Mit diesem pappgebundenen Band, seinen 268 Seiten guter Papier- und Druckqualität mit zahlreichen Fotos und Abbildungen erhält man für 29,80 € ein wunderbares Buch. Ich möchte fast sagen: Man erwirbt in der Tat eine eierlegende Wollmilchsau, an der man Freude und vielfältigen Nutzen hat: Es macht Mut für ein Leben und Schaffen nach dem 50. Geburtstag, zeigt viel über die

Entwicklung von Frauen jenseits der sogenannten Wechseljahre und ist zugleich ein Kompendium der verschiedenen Kunstrichtungen und Künstlerinnen der Moderne und der contemporaries.

Die Züricher Kunstwissenschaftlerin Hanna Gagel, selbst Jahrgang 1935, vereint hier Portraits von 16 sehr verschiedenen Künstlerinnen des 20. und 21. Jahrhunderts. Einige von ihnen sind mit ihrem Werk erst jenseits der 50 bekannt geworden, viele haben sich überhaupt erst im wirklich fortgeschrittenen Alter, um die 80, entfalten können, alle blieben bis zu ihrem Tod oder bis heute im Kunstschaffen aktiv. Gagel zeigt, wie die Frauen nach Lebenskrisen und oft auch trotz gesundheitlicher Leiden sich ihrem eigenen Lebensweg akzeptierend zuwenden und neu annähern; als dritte Lebensphase bezeichnet Gagel dabei nach Kindheit und Erwachsenenalter die Phase vor Phase Vier – dem Vergreisen und der Aufgabe des aktiven Tätigseins.

Sehr bekannte Künstlerinnen kommen vor: Hannah Höch, Marianne Werefkin, Käthe Kollwitz, Sonia Delaunay, Niki de Saint Phalle, Agnes Martin, Lee Krasner, Magdalena Abakanowicz. Einige habe zumindest ich erstmals kennengelernt: Helen Dahm, Verena Loewensberg. Von Meret Oppenheim kannte ich bislang nur das dem Surrealismus nahestehende Jugendwerk, den Rest hatte ich bisher verpaßt... Und da sind die ganz Großen, die man sich gar nicht jünger vorstellen kann: Louise Bourgeois, Maria Lassnig, Georgia O'Keeffe. Man stellt sich besser vor, welchen Lebensweg diese Frauen hinter sich haben, wenn man die Premierentitel in ihrem Leben nicht wie Trophäen, sondern mit Staunen betrachtet: Louise Nevelson, geboren 1899, war die erste Frau, die Amerika auf der Biennale von Venedig vertreten durfte – das war 1962. 23 Jahre später, also mit 86, durchbrach sie erstmals ihr lebenslanges Arbeitsmuster der horizontal und vertikal gebauten Skulpturenwände und arbeitete fortan in der Diagonalen, mit Kreis und Quadrat. Alice Neel, geboren 1900, hatte ein Leben lang ein Thema: Die Prägung des Aussehens der Menschen durch ihre Umwelt. Ihr Selbstportrait als lebensgroßer Akt, 1980, zeigt viel vom Selbstbewußtsein und Körpergefühl der Achtzigjährigen: Ein Körper, um darin zu leben, statt begehrt oder abgewertet zu werden, kommentiert Gagel. Die Möglichkeit, die gleichermaßen körperliche Prägung so verschiedener Werke wie das Neels und des minimalistischen oder auch abstrakt-expressionistischen Agnes Martins hier vergleichend betrachten zu können, ist das Verdienst von Gagels in der Kunstgeschichte wohl bisher einmaligen

Arbeit. In *Soviel Energie* schreibt sie über die 90jährige Agnes: [...] daß sie im Älterwerden immer mehr Substanz ansetzt. Sie wird weder dick noch mager, man gewinnt viel mehr den Eindruck, daß die psychische und physische Substanz ihrer Person übereinstimmen.

Der Bezug zum eigenen Körper, der oft von Krankheiten und Depressionen heimgesucht wurde und wird, ist Thema bei fast allen Künstlerinnen. Eine Tendenz zur Androgynie ist vielen gemeinsam, doch auch Betonung der Akzeptanz des eigenen, weiblichen Schicksals. Gagels Bemerkung über Louise Bourgeois: Bei Picasso war es jeweils eine neue Geliebte, die eine neue Phase des Werkes einleitete. Bei Bourgeois ist es ein Wechsel in der Richtung der Erinnerungen, markiert auch ein für die anderen Frauen typisches Verhalten: Intensive Auseinandersetzungen mit der Kindheit, den Eltern, den eigenen Liebesbeziehungen, die oft in spätem Alter beendet oder verändert werden fanden statt, bevor ein Durchbruch im Werk möglich wurde. Ein neues Begreifen der Bedeutung von Altern, Tod und Zeit prägt die neue Schaffenskraft. Harmonisierungen von Gegensätzen entfallen ebenso wie krasses Schwarz - Weiß - Denken. Enttäuschungen und Unvollkommenheit des Werkes werden geschluckt. Dabei wird der persönliche Verfall eben nicht beschönigt, auch Schwäche nicht geleugnet.

Agnes Martin, die 92jährig 2004 starb, erklärte zu einem Zeitpunkt, an dem sie noch 25 Jahre Arbeit vor sich hatte: „Es ist absolut phantastisch, wie die Kräfte schwinden, wenn Du auf die 70 zugehst... Deine Kräfte und Deine Energie schwinden. Aber die Freude wird nicht kleiner. Ich liebe das Malen mehr denn je, und das nach 50 Jahren.“ Das könnte die realistische Hoffnung der über 40jährigen sein. [sk]

---



---

## Ingo Schulze Lesung im Falkenhaus

Am 22. Oktober stellte Ingo Schulze, zum 4. Mal in Würzburg, sein neues Buch „Adam und Evelyn“ vor. Evelyn, eine moderne Version von Eva, lebt mit Adam, einem Schneider, in der damaligen DDR zusammen. Es ist August 1989. Die zwischenmenschlichen Beziehungen von Adam und Evelyn, Adams zu seinen Kundinnen, welche sich Dank seiner Schneiderkunst

zu ungeahntem Schick entfalten, und Evelyns zu ihrem westlichen Cousin, sind Thema dieses Buches. Etwas untergeordnet ist die Beziehung Katjas, einer Zufallsbekanntschaft, zu Adam, Evelyn und deren Cousin. Sie versuchte erfolglos aus der DDR zu fliehen und wurde von Adam, ohne Ausweise, aufgegebelt.

Der Dialog herrscht in diesem Werk vor: Dialoge, in denen sich Gedankenketten aus anderen Bereichen mischen und die den Leser oder Zuhörer verwirren oder neugierig auf die Lösung machen, die sich allmählich – wie auf einem Photo im Entwickler – zeigt.

Parallelen zwischen dem biblischen und dem modernen Paar finden sich, als Adam und Eva - nach dem Fall der Mauer – in einer bayrischen Pension übernachteten. In der Nachttischschublade findet Adam die Bibel – wie kommt die hier rein? Ist sie extra für uns da? – und liest Eva die Schöpfungsgeschichte vor, in der beide vom Baum der Erkenntnis essen und deswegen das Paradies verlassen müssen. Wo liegt für Adam und Eva das Paradies? Im Osten mit seinen vertrauten, wenn auch bedürftigen Verhältnissen oder im Westen, mit seinen materiellen Chancen und politischer Freiheit? Wie werden sie sich entscheiden? Wo liegt das Paradies, eine Frage, die den Menschen immer beschäftigt.

Schulze beschreibt in gradlinigem, einfachen Stil Alltagsszenen in der DDR und Begebenheiten, die sich bei dem Aufbruch in den Westen kurz vor der Maueröffnung abspielten, z.B. Straßen, in denen Trabis und Borgwards abgestellt waren, deren Besitzer schon im Westen weilten. Die Idee zu dem Buch erhielt Schulze von einem ungarischen Regisseur, der ihn um ein Drehbuch mit diesem Inhalt bat. Schulze nutzte eine sportliche Verletzungspause bei einem Aufenthalt in Rom in der „Villa Massimo“ und widmete sich diesem Buch, welches er innerhalb eines Jahres beendete. Recherchen über den Beruf des Schneiders und das Arbeiten in der Dunkelkammer – einem Hobby seines Protagonisten – inbegriffen.

Schulze las ohne besondere Betonung, doch die Antworten des Schneiders, mit zwischen den Lippen gehaltenen Stecknadeln, ließen vor dem inneren Auge ein typisches Bild einer Anprobe entstehen. Wie er es auch trotz oder wegen seiner linearen Erzählweise schaffte, die Phantasie des Zuhörers so anzuregen, daß er sich jede Einzelheit genau vorstellen konnte. Die üblichen Fragen am Ende kamen etwas zögerlich, wurden aber freundlich und ausführlich beantwortet, wobei der Autor auch Einblicke in den gedanklichen Entstehungsprozess des Buches gab. [hh]



## ✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Unter dem Thema „**Mythen**“ standen Literaturlesungen am 25. Oktober, die in 16 Häusern und Wohnungen der Bürger gleichzeitig in und um Würzburg stattfanden. Sie sollten auf das Theaterstück „Orestie“ einstimmen, das 2009/2010 auf dem Spielplan steht. Katharina Ries, Schauspielerin am Mainfrankentheater, hatte sich „Kassandra“ ausgesucht und las etwa 45 Minuten in schnellem Tempo, aber mit Ausdruck. Sie hatte Textstellen verschiedener Autoren aneinandergereiht und trug sie ohne Pause oder Textansage vor.

Die Zuhörer bemühten sich, den roten Faden zu Kassandra zu erhaschen, was aber nur bei dem bekanntesten modernen Text von Christa Wolf gelang. Als die Zuhörer am Ende der Lesung etwas verwirrt und ratlos schienen und keine Fragen stellten, erklärte Katharina Ries ihre Vorgehensweise: da die üblichen, bekannten Dichtungen und Dramen über Kassandra sie nicht interessierten, griff sie auf



Autoren des 20. Jahrhunderts – bis auf eine Ausnahme – zurück, die sich mit Kassandra in irgendeiner Weise beschäftigten. Sie wählte Textstellen aus und fügte sie nahtlos aneinander. R. Schindel, Boccaccio, T. Aitmatow, H.E. Nossack, C. Wolf, F.C.

Delius, J. Schuh und H.M. Enzensberger. Eine endlose, gewaltige Flut von Worten, Andeutungen, Bildern, Dialogen und Vergleichen, von denen die Zuhörer mitgerissen und fast überschwemmt wurden.

Vielleicht wären weniger Texte, gedanklich aufbereitet und erläutert, bereichernder gewesen. So blieb vieles unklar. Dennoch regte dieses Experiment zum Nachdenken und Nachlesen an. [hh]

Was in Würzburg funktioniert hat, klappt nur sieben Kilometer weiter **in Veitshöchheim** nun ein paar Wochen später. Auch dort **öffnen sich die Ateliers der ortsansässigen Künstler** für zwei Tage. **Am 8. und 9. November** warten 13 Künstler an neun Anlaufstellen auf sehfreudige und hoffentlich auch kaufwillige Besucher.

Zu bestaunen gibt es allerhand, natürlich Malerei in Öl, Acryl, Aquarell und Pastell, dazu Collagen, Zeichnungen, Fotografie sowie Materialexperimente. Edles für die Hand oder den Hals aus Silber, Gold und Stein, handgeschöpftes



Papier, Keramik und Steinskulpturen runden die kunstvolle Palette ab. Teilnehmer sind: Petra Söder, Elisabeth Masezik, Ulrich Jung, Renate Jung, José F. Sanchez, Ulrike Zimmermann, Mag Lutz, Kathrin Feser, Barbara Grimm, Hellmuth Weber, Mike Scherg, Klaus Vollmuth und Helmut Wieden. [as]

*Tage der offenen Ateliers,  
Veitshöchheim, verschiedene Orte  
Samstag 8.11. und Sonntag 9.11.  
jeweils von 14 bis 18 Uhr.*

Daß die Kunst lebt und vor allem eine lebhaftere Diskussion entfachen kann, erfuhren die Würzburger bereits 1960, als zum ersten Mal die ausgewählten Kandidaten bei einer **ars viva** Ausstellung präsentiert wurden. Seit 1953 vergab der Kulturkreis der Deutschen Wirtschaft im BDI einen Kunstpreis. Doch manche Würzburger mochten sich so gar

Anzeige



nicht mit der „verhungerten“ Skulptur „Das Bein“ eines gewissen Alberto Giacometti anfreunden. Auch Henry Moore und Karl Hartung fanden mit ihren Werken, die ebenfalls von der Lehmbruck-Stiftung angekauft worden waren, wohl nicht jedermanns Zuspruch. Mit dabei in der Kategorie ars viva-Maler wie Emil Nolde, Max Pechstein und die große Würzburger, damals in Mainz lebende Bildhauerin Emy Roeder, mit einer Studie zur Plastik „Badende“. 48 Jahre später dürfte die aktuelle Ausstellung der diesjährigen Förderpreisträger keine kunstpolitische Debatte oder inhaltliche Diskussion vom Zaun brechen. Dafür ist man im Zeitalter der vernetzten Kommunikation schon mit viel zu viel Kunst in jedweder Form in Berührung gekommen. Thematische Schwerpunkte, die jährlich neu gesetzt werden, sollen die jungen Künstler bis 35 Jahre zu einer Auseinandersetzung animieren, was diese auch bereitwillig tun, schließlich gilt der mit jeweils 5000 Euro und einer begleitenden Ausstellung dotierte Kunstpreis als einer der wichtigsten in Deutschland.



Wie sich die vier von der Jury (darunter auch Dr. Beate Reese vom Museum im Kulturspeicher) ausgewählten Preisträger Keren Cytter, Manuel Graf, Simon Dybbroe Møller und Tris Vonna-Michell dem Thema **ars viva-„Inszenierung/Mis en scène“** nähern, ist im Museum im Kulturspeicher in Würzburg noch bis zum 30. November nachzuspüren. Ihre Preise sowie die in den Kategorien Architektur, Literatur und Musik wurden im Rahmen der großen Jahrestagung des Kulturkreises bereits Mitte Oktober in Würzburg und Kloster Bronnbach vergeben. Die Gewinner der Hauptpreise sind: die Architekturstudenten Alessa Brill, Carl Hartmann, und Sophie Lutz, der mongolische Schriftsteller Galsan Tschinag, der Dramatiker Ewald Palmethofer und die Geigerin Sinn Yang. [as]

*ars viva „Inszenierung/Mis en scène“  
Ausstellung der diesjährigen Förderpreisträger des  
Kulturkreises der Deutschen Wirtschaft im BDI, Museum im  
Kulturspeicher Würzburg  
noch bis zum 30.11.2008.*

Klappe die sechste: **Filmnächte im Hofkeller**. Vom 18. - 20.11. präsentiert die Filminitiative Würzburg vier berühmte **Filme mit Rita Hayworth und/oder Orson Welles**. Sie waren eines der glanzvollsten Paare Hollywoods. Die Ehe zwischen der aufregenden Schönheit und dem „Genie“ war spektakulär, aber währte nur kurz.

Einlaß in den Hofkeller ist ab 19 Uhr (22 Uhr, 20.11.). Es gibt einen Sektempfang, um sich in den Film, Beginn: 19.30 Uhr (22.30 Uhr, 20.11.), einzustimmen. Man hat freie Platzwahl und in der Filmpause erhält jeder Gast ein Glas Rotwein.

Eintrittspreis: 12.- € (inkl. Sekt und Rowein).

Eingang: Residenz- Hofkeller, linker Seitenflügel, 1. Innenhof.

18.11., 19 Uhr : **„Gilda“** (USA, 1946, Regie Charles Vidor, mit Rita Hayworth und Glenn Ford). In diesem Film wurde Rita Hayworth zur femme fatale, legendär die Szene, in der sie sich lasziv ihre langen Handschuhe abstreift.

**„Die Lady von Shanghai“** (USA, 1947, Regie/ Drehbuch: Orson Welles, Darsteller: Rita Hayworth und Orson Welles). Kriminalfilm mit der berühmten Spiegelszene am Schluß.

**„Im Zeichen des Bösen“** (USA, 1958, Regie/ Drehbuch: Orson Welles). Welles in der Rolle des skrupellosen Sheriffs Quinlan neben Charlton Heston, Marlene Dietrich und Janet Leigh.

**„Citizen Kane“** (USA, 1941, Regie: Orson Welles mit Agnes Moorehead und Orson Welles) ging als Meilenstein in die Kinogeschichte ein. [sum]

*Kartenverkauf und Information: Tel.: 0931-30509-31*

Die **Jazzinitiative** präsentiert zusammen mit **ArtConcerts** am Donnerstag, 13.11., um 20 Uhr, im Bronnbachkeller Würzburg das **Acoustic Jazz Trio „Dienda“** mit **Sylwia Bialas** (voc), **Marco Netzbandt** (p) und **Gerhard Schäfer** (sax, fl). Eintritt: 14.- € (Schüler und Mitglieder der Jazzinitiative Würzburg 12.- €).

Die Polin Sylwia Bialas studierte Jazzgesang und Musikproduktion an der Musikhochschule Würzburg. Sie ist Sängerin mit einer ausdrucksstarken Stimme, Komponistin und Textdichterin und arbeitete mit zahlreichen Bands und Musikern u.a. mit Michael Wollny, Hans-Peter Salentin und Andrea Centazzo. Marco Netzbandt studierte Jazzklavier bei Chris Beier in Würzburg; er ist Pianist, Komponist und Arrangeur. Gerhard Schäfer studierte Saxophon und Flöte bei Leszek Zadło in Würzburg, schrieb Theatermusik und machte eigene Jazzprojekte z. B. mit Torsten Krill und Peter Fulda.

Neben Balladen und Popsongs erklingen an dem Abend zeitgenössische Jazzkompositionen von Kevin Eubanks, Kenny Kirkland oder Pat Metheny. [www.bronnbach-kuenstlerkeller.de](http://www.bronnbach-kuenstlerkeller.de) [sum]

# "WAS HEISST HIER FAHREN? ENTDECKEN! EROBERN! ERFORSCHEN!"

Markus Apel auf Exkursion mit dem Discovery.



## FABER GRUPPE

BAMBERG · WÜRZBURG · SCHWEINFURT

[www.fabergruppe.de](http://www.fabergruppe.de) · [info@fabergruppe.de](mailto:info@fabergruppe.de)

